

Abgrenzung zu späteren „mystischen“ Ansätzen, für die M. pauschal einen erkenntnisfreien obskurantischen Zugang zum Göttlichen annimmt (395 f./454) – scheint etwas zu pauschal zu sein und müsste durch Textanalysen an konkreten einschlägigen Autoren in der Traditionslinie einer Negativen Theologie differenziert betrachtet werden. Erfreulich ist die Öffnung auf den systematischen Fragehorizont zeitgenössischer Theologie, auch wenn im Rahmen dieser Studie nur Impulse in diese Richtung gegeben werden konnten.

Tübingen

Silvio Agosta

Ulrich Köpf, Dieter Bauer (Hrsg.): *Kulturkontakte und Rezeptionsvorgänge in der Theologie des 12. und 13. Jahrhunderts*, Münster: Aschendorff 2011 (Archa Verbi. Subsidia 8), 396 S., ISBN 978-3-402-10222-0.

Der erfreulich gelungene Sammelband besteht aus 15 Kapiteln, die 2005 in einem international beschickten Symposium als Referate zum oben angegebenen Forschungsthema gehalten wurden. Organisiert und geleitet war die wissenschaftliche Veranstaltung von Ulrich Köpf (Tübingen), Rainer Berndt SJ (Frankfurt) und Dieter R. Bauer (Rottenburg-Stuttgart). Die Vorsicht bei der Differenzierung und Phrasierung des Themas fällt dem Leser auf, wenn er unter „Rezeption“ in der Theologiegeschichte eher nichts Abgrenzendes im Sinne von Ausschließen verstanden hat. Aber auch heute noch würde ein Irenäus von Lyon († um 200) ob der Stringenz der Offenbarungswahrheit in heiligem Zorn auch moderne „Gnostiker“ mit den Piraten vergleichen, die unter falscher Flagge gefährliche Konterbande führten: Denn er gehöre zu den Bischöfen und „*dispensatores multiformis gratiae*“ (1 Petr 4,10), denen die „Entlarvung der Piraterie“ eine heilige Hirtenpflicht bedeute.

Die anspruchsvolle Formulierung der Themenstellung erscheint aber sofort einsichtig, wenn wir uns die alltägliche Erfahrung von Lernen allgemein vor Augen führen: Erstens bedeutet Lernen Aufnahme von bislang Fremdem – aber zweitens auch notwendiges Vergessen. Denn jeder Lernende besitzt die Fähigkeit perzeptiv wahrzunehmen, nach Bedarf auszuwählen und sich das Notwendige auf möglichst ökonomische Weise anzueignen.

Kulturkontakte gab es fast immer beim Erobern: Diese eigneten sich häufig die Kultur der Eroberten an: Die Römer „rezipierten“ die Götterwelt (den „Mythos“), die Philosophie und die Dichtung der „eroberten“ Griechen (S. 6), eine Zeit lang sogar deren über-

legene Sprache. Ähnlich formten sich die siegreichen Araber auf der iberischen Halbinsel eine „iberischen Kultur“; die Westgoten nördlich der Pyrenäen wurden zu Aquitanern, die Langobarden in der Poebene zu den Vorfahren Dantes, ähnlich wie die heidnischen Westfranken zu Franzosen und die vom Aralsee kommenden Turkvölker zu „Türken“ mit „Rezeption“ der arabischen Kultur und Religion wurden. Die Geschichte ist voll von Rezeptionsvorgängen.

Genau deshalb wird der Leser dem Symposium danken, eine Präzisierung des vielschichtigen Begriffes eingefordert zu haben. Dabei verbinden die Autoren dieses Bandes erfrischende Sachkenntnis mit differenzierten, scharfsinnigen und überzeugenden Argumenten. Der Verfasser des Einleitungskapitels (1–16) ging mit gutem Beispiel voran. Mit Recht soll vor einer Verwässerung des Rezeptions-Begriffes gewarnt werden. Er konzentriert sich auf die sog. Aristotelesrezeption des 12. Jh. und die „Rezeption“ des römischen Rechts im 15. Jh. als Maßstab für andere Aneignungen. Er fordert nicht die lupenreine „Rezeption“, welche z. B. die neue Türkei 1926 von Teilen der Schweizer Rechtsordnung übernahm (2). Aber für das Mittelalter gab es sowohl in Bologna wie auch in Paris die genialen Denker, Philosophen und Rechtsgelehrten, die nach neuen Instrumentarien Ausschau hielten, geeignete Abhilfen für gesellschaftliche Neuerungen, Nöte und Probleme zu finden. Sie regten an, waren aber gleichzeitig die von ihrer Periode Geforderten. Nach Sir Richard Southern reagierte sein „*scholastic humanism*“ auf das Bevölkerungswachstum des 12. Jh. Hier ging es nicht nur um Lesen und Schreiben als Begleiterscheinung der Christianisierung, sondern um einen tiefgreifenden bildungsgeschichtlichen Mentalitätswandel. Der spätmittelalterlich Wechsel vom „gebräuchlichen“ Volksrecht (*mos, consuetudo*) zum geschriebenen und später kodifizierten Recht (*ius, iustitia*) war demnach ein zweifelsfrei unverfänglicher Rezeptionsvorgang, der jedermann sofort einleuchten muss.

Vielleicht könnte man in diesem Zusammenhang auch das Erlernen der Buchstabenschrift und des Spätlateins bei den christianisierten Zeitgenossen des Palladius († 425) und des Briten Patrick († um 461) als Phasensprung und Sternstunde der „Rezeptionsgeschichte“ bezeichnen. Die orthodoxe Ausformulierung der Christologie in den alten Konzilien war, wie ich meine, Rezeption im besten Sinn des Wortes. Dabei ging es bekanntlich um keine Banalitäten, sondern um den Christusglauben der Jahrhunderte.

Diese bewahrte wie der Hausvater in Mt 13,52 „Altes und Neues“ im Schrein des Gotteswortes.

Mit dieser gekonnten Vorlage konnten drei Themenkreise gewichtig entfaltet werden: Drei Referate über Pseudo-Dionysius, dessen Werke bekanntlich schon seinerzeit den Reigen der PG von „Migne“ eröffneten, von Rainer Berndt SJ; Hanns Peter Neuheuser und Henryk Anzulewicz; fünf über die klassische Aristotelesrezeption: Pia A. Antolic bei Robert Bacon; Charles Loehr und Mikolaj Olszewski in Wissenschaftslehre und Erkenntnistheorie; Rolf Darge bei Bonaventura und Thomas. Mechthild Dreyer behandelte Aristoteles bei Albertus Magnus. Drei Referenten boten den jüdischen Einfluss auf christliche Denker (Rivka Basch, und Ralf M.W. Stamberger auf Hugo von St. Viktor; Georg Steer, auf Meister Eckhart und auf Moses Maimonides); drei analysierten den arabischen Einfluss für die neue Denkweise: Lutz Richter-Bernburg allgemein zur islamischen Philosophie; Matthias M. Tischler zum Islambild über Transferprobleme und Gottfried Strohmaier zum Einfluss auf neuere Ideologien

Die streng gefasste Verwendung des Rezeptionsbegriffs bei Ulrich Köpf wird gut in ihrem Anspruch verständlich, wenn man z. B. von den Kontakten des St. Viktor Klosters mit jüdischen Gelehrten wie Rabbi „Raschbam“ erfährt. Offensichtlich haben sich hier der jüdische Gesprächspartner und der Abt Hugo im gemeinsamen Streben um einen sauber erstellten Wortsinn der Bibel gut verstanden. Rivka Basch spricht sein neuzeitliches Erstaunen über diesen Vorgang an. Aber bekanntlich hat auch Stephen Harding (+ 1134) für die Vulgatarevision jüdische Gelehrte in Cîteaux angefordert. Wie weit außer editorischen Fragen auch Probleme der übertragenen Sprechweise, etwa der strittigen Allegorese und „Vier Schriftsinne“ auch für Bernhard um 1113 erörtert wurden, wissen wir nicht. Rezeption im strengen Sinn war der Streit um die Allegorese wohl auch nicht.

In Mathias M. Tischlers Islamstudie (320 – 358) stößt der Leser auf eine hochgelehrte Arbeit, deren Fachsprache vielleicht einige Schwierigkeiten bereiten könnte. Ich war dankbar zu lernen, dass Robert von Ketton am Ebro, nicht aber Petrus Venerabilis für die berühmte Koranübersetzung des 12. Jh. verantwortlich war (342). Für den Abt von Cluny gilt wohl das alte „*Caesar pontem fecit!*“, als er die Übersetzung bei Ketton bestellt hatte. Vielleicht hätte man erwähnen können, dass auch westliche Christen wie der große Cusanus († 1464) den Islam für eine Variante des altchristlichen Nestorianis-

mus hielten, wodurch sich nur eine beschränkte Abgrenzung ergab.

In der Vorlesung über Wolfram von Eschenbach († um 1217) lernten wir, dass sich das islamische Halbblut Feirefiz in der höfischen Gesellschaft der Tempelritter als „Peer“ fühlen durfte, wenn ich mich recht erinnere.

Der ganze Sammelband steht in jeder Hinsicht auf derart gutem Niveau, dass ich ihm eine lange Lebensdauer zum Zitieren voraussetzen muss.

Wilhering

Gerhard B. Winkler

*Emanuele Castelli: Un falso letterario sotto il nome di Flavio Giuseppe. Ricerche sulla tradizione del Περὶ τοῦ παντός e sulla produzione letteraria cristiana a Roma del III secolo, Münster: Aschendorff 2011 (Jahrbuch für Antike und Christentum. Ergänzungsband. Kleine Reihe 7), VIII, 115 S., ISBN 978-3-402-10914-4.*

Wer meint, dass die Geschichte der christlichen Literatur des 3. Jahrhunderts im Wesentlichen aufgearbeitet sei und allenfalls noch zu Einzelfragen der Interpretation neue Einsichten erbringe, wird hier eines Besseren belehrt. Die anzuzeigende Studie betritt an vielen Stellen Neuland und erschließt einen wichtigen weißen Fleck auf der Landkarte. Sie tut dies – das sie gleich vorweg gesagt – mit großer methodischer Umsicht und sicherem Blick für das Wesentliche. Das schmale Büchlein von knapp 100 Seiten ist gehaltvoller als mancher schwere Schmöcker. Es geht um die nur fragmentarisch erhaltene Schrift *De universo*, die seit langem weder editorisch noch interpretatorisch die ihr gebührende Aufmerksamkeit erfahren hat. Ein Grund dafür mag sein, dass man sich, will man sie bearbeiten, auf vermintes Terrain begeben muss: Das Werk ist in den Handschriften unter dem Namen des Flavius Josephus überliefert, doch dass mit dieser Zuweisung etwas nicht stimmt, ist bereits dem byzantinischen Patriarchen Photios im 9. Jahrhundert aufgefallen (*bibliotheca*, cod. 48). Ende des 17. Jahrhunderts hat Etienne Le Moyne erkannt, dass das Werk vielmehr dem römischen Presbyter Hippolyt zuzuweisen ist (16 f.) – und damit hat es aus Sicht der heutigen Forschung seine Schwierigkeiten. Die Hippolyt-Frage ist bekanntlich eine der großen offenen Baustellen der patristischen Forschung, und wer sich heute mit *De universo* befasst, begibt sich automatisch auf dieses Gebiet.

Für Castelli ist dies Problem indes nur halb so groß, denn er kommt aus der Simonetti-Schule (das Buch geht auf eine Doktor-